

Zur Sache der Arbeit: Philosophische Bemerkungen

Gerd B. Achenbach

Essay zum Themenfeld »Zukunft der Arbeit«

Zur Sache der Arbeit: Philosophische Bemerkungen

Gerd B. Achenbach

Essay zum Themenfeld »Zukunft der Arbeit«

© 2017 randstad stiftung

Herausgegeben von:

Hanna Daum, randstad stiftung

Erschienen als E-Book im November 2017

Der Text ist nach den Regeln der alten
deutschen Rechtschreibung verfasst.

Kontakt:

randstad stiftung

Helfmann-Park 8

65760 Eschborn

Telefon: 06196. 998 98 67

Fax: 06196. 777 13 58

info@randstad-stiftung.de

www.randstad-stiftung.de

Autor: Gerd B. Achenbach

Redaktion: Laila Nissen

Gestaltung und Satz: Crolla Lewis, Aachen

Schriften: Frutiger und Lyon

Inhalt

1. Wir kennen die Zukunft nicht	6	13. Ein nachdenkenswertes, zumeist freilich falsch verstandenes Wort von Hannah Arendt	23
2. Aber gibt es nicht seriöse Prognosen, Szenarien, wissenschaftliche Expertisen?	7	14. Wie der Siegeszug der Arbeit begann: Der Aufstand der Bürger	25
3. Was allzu oft übersehen wird	8	15. Pädagogisch wird nachgeholfen	27
4. Was von den Menschen in Zukunft erwartet werden wird, mag sich absehen lassen, doch nicht, wie sie auf diese Erwartungen reagieren werden	10	16. 19. Jahrhundert: Die Arbeit wird zum Sinn des Lebens	30
5. Wird Marx Recht behalten? Wird für alle Zeit »was ist« das Bewußtsein bestimmen?	12	17. 19. Jahrhundert: Philosophen widersprechen	31
6. Die Menschen sind nicht auszurechnen und für Überraschungen gut	13	18. Wieviel Arbeit braucht der Mensch?	36
7. Angesehen war nicht der arbeitende, sondern der freie Mensch	14	19. Warum Menschen Arbeit suchen: Fünf Gründe, näher betrachtet	37
8. »Arbeit macht frei«	15	20. Vom Ende einer Illusion	43
9. Historisch korrigiert: Arbeit macht unfrei	17	21. Wir kennen die Zukunft nicht, aber können auf alles gefaßt sein	44
10. Wer arbeitet, ist unterworfen, muß gehorchen. Nur der Freie ist »tugendhaft«.	18	Literaturverzeichnis	46
11. Lohn und Strafe, Honorar und Ehre	19		
12. Es wird ernst: Wozu Arbeit nötig ist	21		

1. Wir kennen die Zukunft nicht

Um mit einer Banalität zu beginnen: Wir kennen die Zukunft nicht. Und von der Zukunft der Arbeit wissen wir eben deshalb auch nichts.

Es kommt noch schlimmer: Heute wissen wir ungleich weniger, was uns erwartet, als dies in vergangenen Zeiten je der Fall war. Warum? Weil – es folgt eine weitere, zweite Banalität –, weil sich »die Verhältnisse« in nie dagewesener Weise ändern – und dies in fortwährendem Beschleunigungsmodus.

Das bedeutet: Wußten dermaleinst die Alten durchaus, wie die Arbeit ihrer Enkel später einmal aussehen würde – nicht nennenswert anders nämlich als so, wie sie selbst gearbeitet hatten –, ist uns verborgen, welche Arbeitsverhältnisse unsere Kinder in wenigen Jahren nach ihrem Studium vorfinden werden. Und mit gründlich Neuem, gar umstürzend Neuem, hatten unsere Vorfahren schon gar nicht zu rechnen, denn mehr oder weniger blieb in solcherart stabilen Zeiten »alles beim Alten«.

Hingegen für uns und heute gilt: Je dichter die Innovationen aufeinander folgen, mithin je rascher der Wandel, desto schneller verschwindet, was eben noch den – womöglich zweifelhaften – Vorzug genoß, als »Gegenwart« präsent zu sein, d. h. als »Wirklichkeit« oder »Tatsache« zu gelten. Also gilt: »So ist es« – nur: wie lange noch? Gerade eben sonnt *es* sich in hellstem Licht und gibt den Ton an, im nächsten Augenblick versinkt *es* in der Dunkelheit und man hört nichts mehr davon. Und was *danach* kommt, steht für uns noch nicht mal »in den Sternen«.

Mit andern Worten: Wir dürfen gefaßt darauf sein, daß alles anders kommen wird, als wir es uns – *um* darauf gefaßt zu sein – zurechtgelegt hatten.

2. Aber gibt es nicht seriöse Prognosen, Szenarien, wissenschaftliche Expertisen?

Sollte uns nun jemand diese vorangeschickten Trivialitäten nicht durchgehen lassen, etwa weil er darauf verweisen kann, schließlich gebe es doch eine von niemandem mehr zu überblickende Vielzahl einschlägiger Studien, Gutachten und Konferenz-Resultate, die uns eine Flut von Prognosen und Szenarien als Einzel- und Sammelveröffentlichungen zum Thema bieten, und dies von anerkannten Forschern und Gelehrten, von Spezialisten und sogar von »Wirtschaftsweisen«, so daß sich wohl behaupten lasse, kaum eine andere uns beschäftigende Frage sei so intensiv bearbeitet worden wie die nach der »Zukunft der Arbeit« ... – so werde ich ihm dies nicht bestreiten.

Wohl aber werde ich mir erlauben, darauf hinzuweisen, es seien vor allem die wirklich großen, die tatsächlich umwälzenden Innovationen, die von niemandem, auch von den »Experten« nicht, vorhergesehen wurden. Durch sie aber wurden die aufwendig ermittelten Prognosen gleich *en masse* zu Makulatur. Denken wir nur an den Einzug des Internets, oder, auf politischem Feld, an den weltweiten Zusammenbruch des bis dahin gigantischen kommunistischen Blocks: Eine halbe Welt stürzte in sich selbst zusammen, und im Rückblick sah es aus, als sei dies »über Nacht« geschehen.

Und unsere wissenschaftlich ausgewiesenen Auguren? Produzieren Szenarien, auf Hochglanzpapier gedruckt, die uns verheißen, »Wie wir morgen arbeiten und leben« – wobei »morgen« in dem soeben zitierten Fall das Jahr 2025 meint ...

3. Was allzu oft übersehen wird

Doch selbst dann, wenn wir diesen gewichtigen Einwand einmal außer acht lassen wollten, genügte es, darauf hinzuweisen, auch die Experten und Größen der prognostischen Kunst sind sich *im Grunde* nicht einig, wie die Zukunft der Arbeit aussehen werde, sondern ihre Voraussagen unterscheiden sich sogar ganz grundsätzlich: Erwarten die einen in Folge fortschreitender Automatisierung und der Übernahme selbst intelligenter Tätigkeiten durch lernende Computer und intelligente Algorithmen im Zuge der sogenannten »Vierten industriellen Revolution« gewaltige, noch nie dagewesene Verluste bisheriger, selbst hoch dotierter Arbeitsplätze, so beruhigen die anderen, winken ab und erklären, »daß uns die Arbeit nicht ausgehen wird«. ¹ Was nun?

Der Philosoph im Gegensatz dazu wird durch Skepsis seinem Ruf gerecht, indem er mit Entwicklungen rechnet, die sich in den gegenwärtig erkennbaren Prozessen und Trends *noch nicht* abzeichnen und sich deshalb auch nicht »hochrechnen« lassen. Das scheint mir vor allem im Blick auf eine Möglichkeit von Belang, die – soweit ich die vorliegenden Studien und Szenarien überblicke – nahezu durchgängig übersehen wird. Um es zunächst kurz zuzusagen: Man rechnet mit den Menschen nicht – oder, was dasselbe ist: Man rechnet einzig mit Menschen, die auch in Zukunft so sein, sich so verhalten, sich in derselben Weise *den Umständen fügen* werden, wie es sich derzeit an uns und unseren Zeitgenossen in der Tat beobachten läßt. Sie rechnen umstandslos damit, daß es mit den Menschen auch in Zukunft so weitergehen werde, wie es bisher ging – und das bedeutet: Sie taxieren den Menschen als »abhängige Variable«. Ändern sich die Verhältnisse, so unterstellen sie, wird sich der Mensch eben mit verändern – brav, gehorsam, anpassungswillig. Vielleicht ist etwas Nachhilfe nötig, das wohl, wird eingeräumt – man nennt das dann eine »Qualifizierungsoffensive«, die »in allen Arbeitsbereichen notwendig« sei –, oder man erklärt, die »Adaption« an neue, durchwegs unerwartete Entwicklungen sei zu organisieren, und zwar so, daß die fortwährende Aneignung bis dahin unvertrauter Fähigkeiten am Arbeitsplatz selbst

stattfindet, womit lernen und arbeiten schließlich eines sein werden, doch *daß* die Menschen sich diesem Dauerstresstest aussetzen und ihn zu bestehen bemüht sein werden, daran hegen sie keine Zweifel.

Doch vermutlich ist dies so anzunehmen und zu unterstellen höchst prekär, um nicht zu sagen: leichtfertig. Da wird etwa geschrieben, »die Menschen werden ...« – und dann beschreiben sie erwartete neue Verhältnisse am Arbeitsplatz, sofern es einen festen »Arbeitsplatz« diesen Vorhersagen nach dann überhaupt noch geben wird ...²

Oder sie bestimmen, welche Herausforderungen an »HRs« sich ergeben werden. Doch wissen diese Vorherwissenden, ob sich die Menschen auch in Zukunft noch als *Human Resources* taxieren lassen werden? Wissen wir, ob sich die Arbeitswilligen auch weiterhin, wie die Lämmer zur Schlachtbank, als *Humankapital* zur Verwertung an den ökonomischen Betrieb ausliefern lassen? Haben wir nicht mit eigenen Augen gesehen, wie sich die Menschen unterm kommunistischen Regime der »sozialistischen Erziehung« entzogen und sich ihrer Erzieher entledigt haben?

4. Was von den Menschen in Zukunft erwartet werden wird, mag sich absehen lassen, doch nicht, wie sie auf diese Erwartungen reagieren werden

Und nun in unserer Welt: Werden sich die Menschen damit zufrieden geben, »beauftragt« statt »eingestellt« zu werden? Oder: Wenn den »App-Tüftlern und Datenexperten« von vorhersehender Expertenseite hohe »Employability« vorausgesagt wird – was keine waghalsige Prognose sein dürfte ... –, so bleibt doch unerörtert, wie die große Masse jener reagieren wird, um deren »Beschäftigungsfähigkeit« es eben weniger gut bestellt ist. Werden die sich auch weiterhin – gewissermaßen beschämt, weil verwendungsunfähig – still verhalten?

Die einen, die durchmodernisierten, anpassungsbereiten, flexibel akkommodierten »Cloud- und Clickworker« werden wohl wirklich auch weiterhin willig ihre Begabungen und Fertigkeiten anbieten – wenn es sein muß selbst »rund um die Uhr« – und, einträgliche Honorierung vorausgesetzt, die abgefragte Leistung dann auch erbringen und sich wohl dabei fühlen. Das dürfen wir sogar mit guter Gewißheit erwarten, sehen wir doch diesen Typus des Leistungsanbieters schon jetzt auf dem Markt sich selbst annoncieren, gewissermaßen als den recycelten »dienstbaren Geist«, der sich seiner Verwendung erfreut. Als Nutzenerbringer bleibt er schließlich davor bewahrt, sich als überflüssig oder unbrauchbar verachten zu müssen.

Nur zwei Bedingungen hat er zu erfüllen: Zum einen muß er sich als fit erweisen, den Anforderungen, *wie sie auch kommen*, gewachsen zu sein, und diese Fitneß muß er sich zu erhalten wissen – in seinem Jargon

formuliert: er muß »auf dem Laufenden« bleiben, in distanzierterer Sprache: er hat sich als »Mitläufer« zu bewähren.

Zum andern aber wird er sich hüten müssen, darüber nachzudenken, ob die Nachfrage, die er bedient, auch »an sich« sinnvoll ist, ob also der »Nutzen«, den er erbringt und sich bezahlen läßt, tatsächlich »nützlich« ist. Diese Fähigkeit, sich in seinem Tun nicht irritieren zu lassen, erwürbe er sich durch ein willig erbrachtes Denkverbot. Das aber ist die Schwachstelle aller wohlgemuten Vorhersagen: Sie müssen unterstellen, die Intelligenz dieser (erforderlichen) »klugen Köpfe« werde sich auch weiterhin fraglos in den Gleisen bewegen, die für sie ausgelegt wurden – ohne zu fragen, inwieweit der Fahrplan, nach dem sie unterwegs sind, sinnvoll, vernünftig, zustimmungsfähig ist. Spricht nicht die Erfahrung, die wir mit den Menschen in der Geschichte sammeln konnten, für die Annahme, sie könnten es wieder einmal reizvoll finden, in größerem Rahmen nachzudenken, also ein kritisches, das heißt unterscheidendes Urteilsvermögen zu entwickeln? Und? Wissen wir, zu welchen Resultaten sie dabei kommen werden? Um das Bild von eben nochmals zu verwenden: Und könnte es wohl sein, daß sie Schlüsse ziehen, die sie schließlich nötigen, aus den Gleisen zu springen?

Kurzum: Wir wissen nicht, ob die Menschen auch weiterhin – das heißt so, wie es derzeit durchaus und *vorerst noch* den Anschein hat – bereit sein werden, sich in der Weise in die Systeme zu fügen, wie die Systeme unter dem Diktat der wissenschaftlich-technischen Dynamik die Menschen benötigen. Es ist nicht abzuschätzen: Machen sie auch weiterhin mit, wenn sie von den Personaldesignern zur Verwendung in den vorgefundenen Verhältnissen passgenau zugeschnitten werden sollen? Oder werden sie – umgekehrt – Verhältnisse fordern, die ihrem menschlichen Anspruch genügen?

5. Wird Marx Recht behalten? Wird für alle Zeit »was ist« das Bewußtsein bestimmen?

Eine Frage könnte sich melden, streng wie eine Alternative: Wird Marx Recht behalten, also »das Sein« – gemeint sind die gesellschaftlich-ökonomischen und derzeit zumal die technischen Verhältnisse – auch weiterhin »das Bewußtsein« bestimmen, oder wird der Mensch erneut, auf höherer Stufe gewissermaßen, zum Selbstbewußtsein zurückfinden, die Welt, wie sie »ist«, am Maßstab seiner Vorstellungen zu messen?

Mit anderen Worten: Ist auszuschließen, daß die Menschen zur wohlüberlieferten Gepflogenheit zurückfinden, sich nicht nur nach der Decke zu strecken, also nicht schlicht hinzunehmen, was und *wie es ist*, sondern an dem sich zu »orientieren«, was und *wie es sein soll*?

Müssen wir etwa für alle Zeit resignieren und uns damit abzufinden lernen, der Mensch nehme nun mal die Dinge, wie sie kommen und wie sie sind, und verbiete sich, sie im Licht *noch nicht realisierter Möglichkeiten* zu sehen, zumal: *besserer*?

Im Sinne eines eingängigen Schlagworts läßt sich dasselbe auch so ausdrücken: Werden die Menschen »in aller Ewigkeit« willig sein, sich so zuzurichten, wie »die Wirtschaft« sie braucht, oder werden sie sich womöglich eines alten, lange vergessenen Versprechens erinnern, das eine »menschliche« Welt vorsah, in der Menschen menschlich leben? Ist aber das Maß solcher Menschlichkeit ihre wirtschaftliche Verwendbarkeit? Ist der arbeitende, leistende, produzierende Mensch für alle Zeit das Ideal, die Norm, das Muster und Vorbild, wonach wir die Menschen taxieren, schätzen, respektieren, achten, womöglich bewundern?

6. Die Menschen sind nicht auszurechnen und für Überraschungen gut

Angesichts des raschen Austauschs selbst der Gesinnungen und Empfindungen und des Aufkommens neuer, nicht selten beispielloser Empfindlichkeiten ist diese Frage von beunruhigender – freilich auch erfreulicher Aussichten eröffnender – Relevanz. Wer allerdings in den zahlreichen Prognosen blättert, die zur »Zukunft der Arbeit« im Umlauf sind, wird bemerken, wie in aller Regel an dieser Frage vorbeiprognostiziert, also leichthin unterstellt wird, die technischen Entwicklungen bestimmten auch weiterhin die ihnen entsprechenden Anforderungsprofile, denen sich die Menschen dann, nach einfacher Belehrung, was von ihnen erwartet werde, widerspruchslos fügen.

Zur Ehre des Menschen sollten wir hingegen bedenken: Der Mensch ist in Wahrheit schwer auszurechnen. Und manchmal, wenn revolutionäre Stimmungen aufkommen, vielleicht sogar nicht viel mehr als eine unbestimmte Lust an der Revolte, am Aufbegehren und gründlichen Widerspruch, wenn sich ein schlichtes, freilich lange aufgestautes Unbehagen zu Wort meldet und sich das Murren der Benachteiligten, der Übergangenen und Übersehenen vernehmen läßt, vor allem aber und erst recht, wenn die Gefeierten und die Gefragten beginnen, von sich selbst mehr und Anspruchsvolleres zu erwarten, als ihnen abverlangt wird ... – dann könnte sich rasch erweisen: Der Mensch – zumal der Mensch im Plural und *en masse*, der zuerst mit anderen, dann mit vielen, schließlich, wie er meint, »mit allen« meutert, aufsteht, sich zusammentut und Forderungen stellt – ist gut für Überraschungen ...

Macht »die Wirtschaft« womöglich schon allzu lange ihre Rechnung »ohne den Wirt«?

7. Angesehen war nicht der arbeitende, sondern der freie Mensch

Ist denn überhaupt *denkbar*, der Mensch könne einmal von sich selber anders denken, als er gegenwärtig von sich selbst zu denken angeleitet wird? Und noch zuvor: Welche Lektion ist es, die man ihm (noch immer) aufgibt?

Abgekürzt und aufs Wesentliche reduziert: Der Sinn seines Lebens sei seine Arbeit, seine Bestimmung sei zu arbeiten, denn dann sei er gerechtfertigt, von der Gesellschaft akzeptiert und er habe Anspruch darauf, als Normaler unter Normalen zu gelten. Der Mensch, das arbeitende Tier.

Was einer Ergänzung bedarf: Denn auch solange er noch nicht »in Arbeit« ist – das Kind zunächst, der Jugendliche dann –, wird er der etablierten Lehre nach auf die Arbeit vorbereitet. Und später, pensioniert, verrentet, als Ruheständler, darf er noch eine Weile von den Früchten seiner Arbeit zehren. Die Mitte aber, das, worauf es ankommt, ist das erwerbende Leben, der Beruf, das Vorankommen darin, die Karriere, der Erfolg, das auskömmlich erwirtschaftete Einkommen, sind Lohn, Gehalt, Gewinn.

Zu erinnern ist aber daran, daß es sich bei dieser Einstellung keineswegs um eine Selbstverständlichkeit handelt, sondern geschichtlich betrachtet um eine nachgerade blitz-blank *neue* Anschauung und »Leitidee«, um eine »Norm«, die kaum viel mehr als zwei Jahrhunderte in Geltung ist. Und in Geltung war sie außerdem die längste Zeit hindurch nur für das eine der beiden Geschlechter ...

In der langen Geschichte, die wir als Menschheit – von jenen gut zweihundert Jahren Moderne einmal großzügig abgesehen – hinter uns gebracht haben, galt vielmehr entschieden das Gegenteil: Arbeit – dem Wortsinn

nach mit »Mühsal«, »Not«, »Beschwerde«, »harter Anstrengung und Plage« konnotiert, war einzig das Los der niedrigsten Stände, in Griechenland und Rom die Sache der Sklaven. Und auch das russische Wort für Arbeit, *rabota*, leitet sich ab von »rab«, das heißt »Sklave«. Mit anderen Worten: Arbeit ist das, was Sklaven tun.

8. »Arbeit macht frei«

Das ist soweit zwar allgemein bekannt, doch etwas weiteres, das uns zu denken geben darf, wird regelmäßig übersehen: Diese Einschätzung, mithin die gründliche Verachtung bloßer Arbeit und des arbeitenden Menschen, kam auf der Höhe der Moderne noch einmal grauenvoll und gleich in größtem Stil zum Zuge, und zwar unter dem Regime der Diktaturen des vergangenen Jahrhunderts. Dort fand sie ihre Fortsetzung in den Arbeitslagern des sowjetisch angelegten »Gulag« wie in den Konzentrationslagern des nationalen Sozialismus Deutschlands, dessen zynisches System sich vielleicht durch nichts so treffend zu erkennen gab wie durch die Versicherung, Arbeit mache frei, in schmiedeeisernen Lettern eingelassen in die Bögen über jenen Toren, durch die man die Menschen in die Stätten der menschlichen Entwürdigung trieb.

Eine Sondervariante solcher Zwangsarbeit für die »untersten« Schichten – im Urteil der ideologisch aufgerüsteten Diktaturen sind die »Untersten« und »Verächtlichsten« die politisch Kriminellen! – führte die kommunistische Herrschaft in China ein mit seinen Systemen der »Laogai« – den Anstalten zur »Besserung durch Arbeit« –, der »Laojiao« – ebensolchen zur »Umerziehung durch Arbeit« – und der »Jiuye«, jenen Einrichtungen, die, dem nationalsozialistischen Zynismus verwandt, als Stätten »freier Arbeiter« ausgegeben wurden, während tatsächlich in ihnen – und zwar zumeist lebenslänglich – Sklavenarbeit in weitestgehender Rechtlosigkeit verrichtet wurde: ein-, bei guter Führung zweimal im Jahr erhielten die Inhaftierten in diesen »Arbeitsstätten« Ausgang.³

Ein Nachsatz sollte zu denken geben. Könnte es wohl so sein: Die Arbeitssklaverei setzte sich im größten Stile fort – nur die Sklavenhalter waren nunmehr andere? Nicht mehr Privatbesitzer verfügten über sie, sondern Staaten, deren Macht es zuließ, in ungeheuerlichem Ausmaß die Menschen aller Rechte zu berauben und sie als Rechtlose zur erschöpfenden Arbeit zu zwingen. Hunderte Millionen Menschen – niemand kennt die Zahlen genau – sind in den Arbeitslagern des 20. Jahrhunderts geschunden worden.

Um dem Zynismus nicht das letzte Wort zu lassen: Dort sind sie nicht »gebessert« oder »umerzogen«, dort sind sie vernichtet worden. Mit Arbeit hat man sie ruiniert.

9. Historisch korrigiert: Arbeit macht unfrei

Wir irrten also, wollten wir die historische Abwertung der Arbeit – zumal ihren Einsatz als Strafe – allein für eine Haltung der griechisch-antiken Aristokratie ansehen, wo als »freier Mann« nur der galt, der nicht zur Verrichtung von Arbeit genötigt war, sondern andere für sich arbeiten ließ. Und selbst damals, in frühhochkultureller Zeit, war diese Ansicht keineswegs beschränkt auf das antike Hellas.

So erwägt der »Vater der Geschichtsschreibung«, wie Cicero ihn nannte, Herodot, im zweiten seiner »Neun Bücher der Geschichte«, was die Hellenen mutmaßlich von den Ägyptern übernommen hätten, und erklärt im Zusammenhang damit, er vermöge »nicht für gewiß zu entscheiden«, ob das Verbot, ein Gewerbe auszuüben, wie es bei den Ägyptern für die beiden hohen »Stände« der Priester und Krieger gegolten habe, von dort zu den Griechen gekommen sei, denn »auch die Thraker, Skythen, Perser, Lyder und fast alle Barbaren sehen diejenigen für geringer als die anderen Stammesgenossen an, die ein Handwerk erlernen, dagegen achten sie diejenigen für edel, die sich mit keinem Handwerk befassen«.⁴

Die Aufzählung, die Herodot dort überliefert, lesen wir richtig, wenn wir resümieren: in »aller Welt« habe gegolten, Ansehen genieße einzig, wer *nicht* arbeitet, genauer: wer nicht *gezwungen* ist zur Arbeit. Denn das ist sie, das vor allem: *Zwang*.

10. Wer arbeitet, ist unterworfen, muß gehorchen. Nur der Freie ist »tugendhaft«.

»Tugendhaft« – nach klassisch-griechischer Vorstellung: *vorbildlich* – konnte nur der freie Bürger, der von mühsamer Arbeit entlastete Mensch sein. Und *nota bene* auch nur von Freien war ein wirklich freies, ethisches Entscheiden und Handeln zu erwarten, die anderen, die Arbeitenden, hatten nach damaliger Vorstellung keine »Ethik« nötig: Für sie als Ausführende genügte es, wenn sie gehorchten. Freundlicher formuliert war die herrschende Ansicht: Es reicht, wenn sie tun, was man ihnen sagt.

Doch könnte uns diese Formulierung nicht auf den Gedanken bringen, selbst diese Unterscheidung in heutigen Verhältnissen wiederzufinden...? Nimmt nicht auch heute, wie seit eh und je, die Freiheit »eigenmächtiger« Entscheidungsmöglichkeiten ab, sobald der Mensch arbeitsrechtlich bindende Verpflichtungen beruflich eingegangen ist? Wird nicht der Lohnempfänger zum Weisungsempfänger?

Die »oben« aber, an den »Schaltstellen der Macht«, wie es womöglich allzu euphemistisch heißt, sehen die sich nicht in erster Linie als Unterworfene unter das »Gesetz des Marktes«?

Was schließlich die geschätzten Kollegen in den weißen Kitteln angeht – ihre Wirkungsstätte mag das Labor sein, eine Klinik, ein Institut der Forschung –, so dürften selbst sie sich kaum als »selbstgesetzgebend« oder »autonom« wahrnehmen, vielmehr haben sie in aller Regel gelernt, ihre Freiheitsansprüche in ihre *Freizeit* auszulagern.

Doch zurück zur Geschichte der Menschheit, in der gewöhnlich und die längste Zeit hindurch entschieden anders von der Arbeit und von arbeitenden Menschen gedacht wurde, als man es uns als Zeitgenossen zur Selbstverständlichkeit gemacht hat.

Wie dachte man im Mittelalter von der »arbeitenden Bevölkerung« – die es begrifflich allerdings so noch gar nicht gab?

Kein Zweifel: Die Menschen ersten Ranges, seien es die Fürsten, Aristokraten, Edelleute, seien es die Priester oder Mönche, sie alle »arbeiteten« nicht, sie waren allenfalls tätig oder »dienten« ihrem Gott.

11. Lohn und Strafe, Honorar und Ehre

Was im Gegensatz dazu die Einschätzung der *Lohnarbeit* anbelangt – heute würden wir von »Erwerbsarbeit« sprechen –, so drückte sich die vielsagend in der Mißachtung aus, die dem »Söldner« entgegengebracht wurde, dem »Lohnkrieger«. Im Gegensatz zum treuen »Ritter«, der seinem Lehnsherren in den Kampf folgte, ja selbst zum tapferen »Soldaten«, der für »König, Volk und Vaterland« in den Krieg zog, wurde der freikäufliche Söldner, der erwerbsmäßige Krieger, einhellig verachtet.

Allein, daß Geld im Spiele war, brachte den Käufling um die Ehre. Aus eben demselben Grunde galt noch einige Jahrhunderte später das schmale Salär, das der preußische Offizier bezog – und das kaum reichte, auch nur das persönlich Erforderliche davon zu bestreiten –, als »Ehrensold«.

Nota bene: Die geringe Wertschätzung, die bis in die Gegenwart der *Lohnarbeit* zuteil wird, drückte sich in dem Wort »Lohn« aus, der eigentlich nur niederen Dienstleistungen, exemplarisch den »Tagelöhnern«, als »Entgelt« bezahlt wurde.

Und als sei dies des Winks noch nicht genug, wartet die Sprache auf mit einer weiteren, diskret aufklärenden Auskunft, indem seit alters her der

Lohn zugleich als »Strafe« aufgefaßt wird. So übersetzte Martin Luther im apokryphen »Buch Jesus Sirach«:

Die sich an Huren hengen werden wild / vnd kriegen Motten vnd Würme zu lohn. (19,3)

Und Gellerts Reimerzählung »Der beherzte Entschluß« beginnt:

Ein guter ehrlicher Soldat, / Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?) / Im Trunke seinen Wirt erschlagen, / Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat / Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.

Ganz anders hingegen das Ansehen, das mit dem Begriff des *Honorars* verbunden ist: Im strengen Sinn stellt es der Berechtigte *nicht für* seine *Arbeit*, sondern für ein Engagement oder eine »Tätigkeit« in Rechnung. Im alten Rom empfangen einzig Senatoren für ihre Tätigkeit ein »Honorar«. Honorar – mit anderem honorigen Begriff: »die Vergütung« –, von lat. *honor* (Gen. *honōris*): »Auszeichnung, Ehrung, Anerkennung«.

So erinnert die Sprache vielfältig daran, wie wenig im Gegensatz dazu die Arbeit, allemal die Lohnarbeit, an Ansehen genoß. Noch die feine Differenz, wonach der Angestellte im Gegensatz zum »Arbeiter« ein »Gehalt« bezog – statt des »Lohns«, der in der Tüte steckte –, stand dafür.

12. Es wird ernst: Wozu Arbeit nötig ist

Den subtilsten Wink zur Deutung der Arbeit, indem sie ihre *Funktion* benennt, hält allerdings die französische Sprache bereit: *travail*. Etymologisch leitet sich der Begriff her vom vulgärlateinischen *tripalus*, was jenen »Dreipfahl« meint, der als Vorrichtung gebräuchlich war zur Bändigung von Pferden, die schwierig zu beschlagen waren. Die Römer, wenngleich Tierliebe sonst bei ihnen noch wenig entwickelt war, bewiesen damit ein feines Verständnis für die Ausweglosigkeit, in der sich, brutal eingepfercht, die Rosse befanden, denen neue Eisen unter die Hufe genagelt werden sollten: Das Verb *tripalare*, zu deutsch: *quälen*, entwickelte sich daraus.

Die Arbeit – ein Mittel zur Bändigung und Zügelung, zur Stillstellung – zwar nicht der Pferde, doch der arbeitenden Menschen, damit sie Ruhe geben? Und nach der »Ausbildung«, der zurechtgestutzten Bildung, ist der Mensch in seinem Fach »beschlagen«? Die Meinung ist verbreitet, mehr sei nicht nötig, denn was mehr sei als das beruflich Förderliche, bringe ihn womöglich nur auf abwegige Ideen ...

Wer nun meinte, der Gedanke sei wohl doch ein wenig hergeholt, sollte eine kleine Weile Ralf Dahrendorf seine Aufmerksamkeit schenken, der in dem Beitrag »Die globale Krise und die neue Ungleichheit« schrieb:

Wenn »die Arbeitsgesellschaft, die außer einer kleinen Mußeklasse an der Spitze und dem Lumpenproletariat am anderen Ende das Ganze zusammenhielt, zerbröselt«, so Dahrendorf, sei »möglicherweise ... die ernsteste Folge der Verlust ... der Arbeit als Instrument sozialer Kontrolle. Die Notwendigkeit zu arbeiten, stellt eine der wirksamsten Methoden dar, um Menschen auf dem geraden Weg zu halten; das galt in Industriegesellschaften wie in Gesellschaften vor ihnen. Arbeit hat Zeit strukturiert ... Man mußte arbeiten, um zu leben, und arbeiten hieß: morgens in die Fabrik oder ins Büro gehen, abends zurückkommen, gelegentlich

Ferien genießen, manchmal krankwerden, am Ende mit einer wohlverdienten Rente in Pension gehen.« So habe die »soziale Kontrolle durch arbeitsstrukturierte Zeit« funktioniert, die jedoch durch die beobachtbare Verringerung »regulärer« Arbeitsverhältnisse immer schwächer werde und schließlich ganz auszufallen drohe. Dann aber gelte:

»Die Schwächung der sozialen Kontrolle ist möglicherweise das größte einzelne Problem der modernen Welt. Sie ist auch ihr durchgängiges Thema. Zuerst verloren die Kirchen ihre Kraft, dann die Familie, die Gemeinde, die Nation. Überall sind Gesellschaften den Weg von ständischen zu vertraglichen Bindungen gegangen. Am Ende war der Arbeitsvertrag fast die einzige noch übriggebliebene Methode, um dem Leben von Menschen Struktur zu geben. In dem Maße, in dem das nicht mehr die Regel, ja für die meisten nicht mehr die Lebenserfahrung ist, entsteht eine gefährliche Leere. Die moralischen Grundlagen der Gesellschaft lösen sich auf.«⁵

Dahrendorfs Zwischenruf ließe sich in das Bild bündeln: Mit dem Verlust von Arbeitsplätzen ist die Sorge verbunden, die Menschen, aus dem bändigenden Dreipfahl entlassen, könnten in Apathie verfallen oder – schlimmer – außer Rand und Band geraten.

Doch wieso ist das zu befürchten?

13. Ein nachdenkenswertes, zumeist freilich falsch verstandenes Wort von Hannah Arendt

Diese Frage läßt sich mit einem Wort beantworten, das die Philosophin Hannah Arendt in Umlauf brachte und das dann beispiellos populär wurde, ja, zum Thema »Arbeit« und im Blick auf einen möglichen Verlust der Arbeit in großem Umfang dürfte es eines der meistbemühten Zitate überhaupt sein. In ihrem Hauptwerk »Vita activa oder Vom tätigen Leben«, englisch 1958, deutsch 1960 erschienen, heißt es in den einleitenden Bemerkungen:

»Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist ...«

Gewöhnlich zitiert man bis hierher und beläßt es dabei, oder man zitiert in indirekter Rede, ihre These sei, der Arbeitsgesellschaft gehe die Arbeit aus. So etwa heißt es dann, und so erweckt man – freilich fälschlich, wie wir gleich sehen werden – den Eindruck, Arendt habe sich unter die Prognostiker gemischt oder als philosophische Cassandra zu Wort gemeldet. Doch das war entschieden *nicht* ihre Absicht. Vielmehr ist es ein Problem, ein überwiegend übersehenes Dilemma, auf das sie aufmerksam hat machen wollen, doch das wird durch solches abgekürzte und verstümmelte Zitieren unverantwortlich verschwiegen. Denn alles liegt daran zu hören, wie sie fortfährt ... Ich zitiere deshalb im Zusammenhang:

»Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?«⁶

Um ihre hoch differenzierte Diagnostik der modernen Gesellschaft, die sie in diesem anspruchsvollen Werk entwickelt, einmal kurz zu fassen, so

könnte man sagen: Es sei die beispiellose Konzentration des Menschen auf die Arbeit – um nicht gleich von »Abrichtung« zu sprechen, die als Ausgleich eigentlich nur noch Konsum und Unterhaltung und Zerstreung kennt, womit »die leere«, arbeitsfreie Zeit vertrieben wird –, es sei diese Einschränkung des »Animal laborans«, wie sie ihn nennt, auf seine Arbeit und was damit zusammenhängt, durch die der Mensch unfähig wurde, freie, »arbeitslose« Zeit und Muße sinnvoll für sich selbst und andere zu nutzen.

Im letzten Kapitel ihres Buches, im § 45, »Der Sieg des Animal laborans«, in dem sie diesen traurigen Sieg des arbeitenden Menschen beschreibt, heißt es:

»Es ist durchaus denkbar, daß die Neuzeit, die mit einer so unerhörten und unerhört vielversprechenden Aktivierung aller menschlichen Vermögen und Tätigkeiten begonnen hat, schließlich in der tödlichsten, sterilsten Passivität enden wird, die die Geschichte je gekannt hat.« Ja, es gebe »Gefahrensignale dafür, daß der Mensch sich anschicken könnte, sich in die Tiergattung zu verwandeln, von der er seit Darwin abzustammen meint.«⁷

Im Grunde hatte bereits Friedrich Nietzsche begriffen, was Hannah Arendt sich jetzt zum Thema wählte. In seiner »Morgenröte« (1881) heißt es:

»Unser Zeitalter«, in dem so viel von »Ökonomie« geredet werde, sei »ein Verschwender: es verschwendet das Kostbarste: den Geist«.⁸

14. Wie der Siegeszug der Arbeit begann: Der Aufstand der Bürger

Ich möchte unterstreichen: Hannah Arendt lag *nicht* daran, Prognosen zur Zukunft der Arbeit abzugeben, sondern sie hat uns zu denken gegeben, was die Arbeit in einer Gesellschaft, in der sich alles um die Arbeit dreht, in der die Arbeit zur »Hauptsache« wurde, zum Lebenszweck und Lebensinhalt, ja zuletzt zum »Lebenssinn« –, was eine solche zur Mitte aller Lebensbezüge gewordene Arbeit aus den Menschen macht.

Und ihre Antwort lautet: Sie werden *freiheitsunfähig*. Um dasselbe im Jargon gesprochener Sprache zu wiederholen: Sie wüßten, nähme man ihnen die Arbeit weg, »mit sich selbst nichts anzufangen«. Ein trauriges Resultat und eine schlimme Dialektik.

War nicht die frühe, aufgeklärte, vom Bürgertum vertretende Rechtfertigung der Arbeit, die mit ihr verknüpfte Hoffnung und Erwartung, sie werde einst die Menschen frei und unabhängig machen – und zwar frei nicht *in*, sondern frei *durch* Arbeit?

Doch, so war es. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte hat dies mit der wünschenswertesten Deutlichkeit gesehen: Der Mensch, das mache seine Würde und seine Bedeutung im Ganzen der Schöpfung aus, sei »zur Freiheit bestimmt«. Dies zuerst und davon geht er aus. Doch dann: Diese Freiheit, zu der er bestimmt sei, erreiche er nur, soweit er *durch Arbeit* von der »Mühsal« des Lebens entlastet werde und so zur »Muße« finde. »Diese ist also der eigentliche Zweck und die Arbeit nur das aufgedrungene Mittel« dazu. Ich zitiere:

»Der durch den Staat gesicherte Endzweck ... der Menschen ... ist Freiheit, d.i. zuvörderst Muße. Diese ist also der eigentliche Zweck, und die Arbeit nur das aufgedrungene Mittel. Es gehört zur Freiheit, das Mittel immerfort zu verringern, [und zwar so,] daß

der Endzweck erreicht werde: also es ist ein Zweck des Staates, das Verhältniß der Arbeit [zur] Muße immerfort günstiger zu machen, d. h. den Nationalreichthum zu vermehren.«⁹

Hier entscheidet: Arbeit ist nicht »Selbstzweck«, sie ist *Mittel zum Zweck*. Und so wäre alles in sein Gegenteil verkehrt, wenn die Menschen, statt daß sie *durch* die Arbeit *von ihr unabhängig* würden, nun »an der Arbeit hängen« und so *von ihr abhängig* wären. Statt sich aus der Sklaverei herauszuarbeiten, wären sie zu »Skaven der Arbeit« geworden.

Das aber sei passiert, fürchtete Hannah Arendt. Und wie sie werden wir dies fatale Resultat zu den Nebenfolgen des revolutionären Aufstands rechnen, den sich die Bürger auf die Fahnen schrieben. Die Aristokratie, die »privilegierten Stände«, Adel und Klerus werden von der revolutionären Basis jetzt als »Müßiggänger« denunziert, sofern man nicht gleich kurzerhand ans Werk geht und die »Parasiten« austilgt.

Die politisch umgemünzte Unterscheidung zwischen einer nunmehr »produktiven« und einer untätigen, »unproduktiven« Klasse wurde populär, und im selben Zuge erklärte sich die revolutionäre, bürgerliche, »arbeitende« Klasse – traditionell: der »Dritte Stand« – zum Ganzen, in der damaligen Nomenklatur: zur ganzen *Nation*. Seither galt: Hoch lebe die Arbeit! Hoch der arbeitende Mensch!

15. Pädagogisch wird nachgeholfen

Es ist die Stunde der Pädagogen und Erzieher: Der Mensch soll zur Arbeit erzogen werden. »Pädagogen der Zeit wie Basedow, Iselin, Pestalozzi« verbanden nun »im scharfen Gegensatz zur klassischen Tradition« die Arbeit mit Bildung und Erziehung:

»Es wurde nicht allein betont, daß Kinder arbeiten lernen und die Neigung zur Arbeit in der Schule kultiviert werden müsse, sondern daß dies nicht ›Dressur‹, sondern ›Menschenbildung‹ sein und zur ›Würde‹ des Menschen führen sollte.«¹⁰

Vielleicht aber ist diese Tendenz in keinem Werk eindrucksvoller nachzulesen, als in dem Erziehungsroman schlechthin, in Jean-Jacques Rousseaus »Émile« (1762). Aus mehr als einem Grund kann ich es nicht unterlassen, ein wenig mehr aus diesem epochemachenden Buch zu zitieren. Schon die erste Passage, die angeführt sein soll, bringt uns noch einmal an den Anfang unseres Essays zurück:

»Ihr verlaßt euch auf die augenblickliche gesellschaftliche Ordnung, ohne zu überlegen, daß diese Ordnung unvermeidlichen Revolutionen ausgesetzt ist und daß es euch nicht möglich ist, die, die eure Kinder betreffen kann, vorherzusehen oder zu verhindern. Der Große wird klein, der Reiche wird arm und der Monarch Untertan: sind Schicksalsschläge so selten, daß ihr sicher sein könnt, ihnen zu entgehen? Wir sind einer Krise und dem Jahrhundert der Revolutionen nahe. Wer garantiert euch dafür, was dann aus euch wird? Alles, was der Mensch geschaffen hat, kann auch der Mensch zerstören; unauslöschlich sind nur die Charaktere, die die Natur prägt, und die Natur erschafft weder Fürsten noch Reiche, noch Grandseigneurs. Wie wird sich also jener Satrap, den ihr nur zur Vornehmheit erzogen habt, im Elend halten? Was wird dieser

Zollpächter, der nur im Golde leben kann, in der Armut anfangen?
Was wird dieser prahlerische Hohlkopf machen, der nicht einmal
mit sich selbst etwas anzufangen weiß ...?»

Und dann folgt die Abrechnung mit den Müßiggängern in den oberen
Rängen der Gesellschaft:

»Derjenige, der in Müßigkeit ißt, was er nicht selbst verdient hat,
stiehlt es, und in meinen Augen gibt es kaum einen Unterschied
zwischen einem Rentier, den der Staat für sein Nichtstun bezahlt,
und einem Straßenräuber, der auf Kosten der Vorüberreisenden
lebt. ... Ob reich oder arm, stark oder schwach – jeder
müßiggehende Bürger ist ein Betrüger.«

Was folgt für den Erzieher Rousseau daraus, der den Émile, Sohn aus
gehobenem Stande, erzieht? Er soll »ein Handwerk« erlernen und
arbeiten soll er. Und Rousseau weiß, wie von Seiten der Herrschaften auf
diese damals noch kuriose Idee reagiert werden wird:

»Mein Herr, denken Sie daran im Ernst? Mit größerem Ernst als
Sie, gnädige Frau, die sie ihn darauf beschränken wollen, daß er
niemals mehr sein kann als ein Lord, ein Marquis, ein Fürst, und
vielleicht eines Tages weniger als nichts ist. Ich aber will ihm einen
Rang verleihen, den er nie verlieren kann, einen Rang, der ihn zu
allen Zeiten ehren wird – ich will ihn in den Stand des Menschen
erheben ...«

Und dann folgt die womöglich ungeheuerlichste Umwertung bisher
anerkannter Wertungen:

»Es handelt sich weniger darum«, erklärt der Erzieher der
»gnädigen Frau« und Mutter des Zöglings, »ein Handwerk zu
erlernen, um ein Handwerk zu können, als darum, die Vorurteile
zu besiegen, die es mißachten. Ihr werdet niemals gezwungen
sein, zu arbeiten, um leben zu können – ah! Um so schlimmer,

um so schlimmer für euch! Aber, einerlei – arbeitet nicht für
euer Brot, arbeitet um der Ehre willen. Laßt euch zum Stand
des Handwerkers herab, um über dem euren zu stehn. Um euch
Schicksal und Besitz untertan zu machen, macht euch zunächst
von ihnen unabhängig.«¹¹

Rousseau – der erste moderne Mensch ... Hier wird das neue Verständnis
der Arbeit wie mit Posaunenschall verkündet und im klarsten Bewußt-
sein, sich damit der gesamten Tradition entgegenzustellen: Die Arbeit
»erhebe« den Menschen erst zu seiner wahren Menschlichkeit! Das
ist revolutionäres, bürgerliches Pathos, und es war Rousseau, der die
zündenden Parolen dazu fand. War es eben noch »unter der Würde« des
Ehrenmannes, Arbeit zu verrichten, womöglich arbeiten *zu müssen*, soll
jetzt »um der Ehre willen« gearbeitet werden. Und – emanzipatorisch –
um von »Schicksal und Besitz« nicht abhängig zu bleiben.

Nun, die Botschaft ist bei den Menschen angekommen: Nur wenige
Jahre später wird man selbst Marie Antoinette in Trianon melken und
buttern sehen, denn das neue Ideal, »Natur und Arbeit sind die großen ...
Gottheiten der Zeit geworden.«¹²

Marie Antoinette, wie bekannt, hat's nicht geholfen, doch die Bürger
haben sich in allem Ernst daran gemacht, sich ihr Daseinsrecht an der
Werkbank zu erwerben oder am Bürotisch hinter dem Computerbild-
schirm ..., nunmehr abhängig von ihrer Arbeit, von ihrem Arbeitsplatz,
von einer prosperierenden Wirtschaft – und zwar auf Wachstumskurs
–, von Konjunkturen, von ökonomisch-technischen sowie politischen
Verhältnissen, von Außenhandels-, von Export- wie Importbedingungen,
von Börsenkursen, von Devisenmärkten, Finanzgeschäften und globalen
Transaktionen, von Plänen und Entscheidungen, die ferne, ihnen unbe-
kannte Investoren treffen, nicht zuletzt von Einschätzungen, Ansichten,
Erwartungen, Prognosen, ja, selbst von Sorgen und Befürchtungen,
Alarmnachrichten oder Stimmungen, wie sie seismographisch von den
Medien aufgespürt, zu Nachrichten gebündelt und verbreitet werden.
Doch damit greife ich inzwischen zu weit vor.

16. 19. Jahrhundert: Die Arbeit wird zum Sinn des Lebens

Und so zurück in die Geschichte: Der Bürger siegt, das Hohelied der Arbeit wird gesungen. Begeistert und getragen vom nächsten revolutionären Anlauf, 1848, feiert Friedrich Wilhelm Löwe, Paulskirchen-Abgeordneter und liberaler Demokrat, das Credo bürgerlicher Arbeitswilligkeit und verkündet diese Botschaft gleich als neues Evangelium:

»Ist früher das Vorrecht heilig gewesen, so ist heute die Arbeit heilig; die freie Arbeit, der Fleiß und die Tätigkeit ... ist heute die höchste Ehre.«

So zitiert von Werner Conze, der im Anschluß kommentiert:

»Von da aus war es nur noch ein kleiner Schritt, wenn Arbeit selbst zur modernen Religion, zum eigentlichen Sinn des Lebens überhaupt wurde – ein logisch zwar ungereimter, aber einer bürgerlichen Hochstimmung gemäßer Schluß, der konservativer und christlicher Wertung ebenso widersprach wie der liberalen Wurzel im Eudämonismus des 18. Jahrhunderts. Denn die alte Triade ›Bedürfnis – Arbeit – Genuß‹ war tendenziell aufgehoben, wenn die Arbeit selbst zum Genuß werden sollte ...«¹³

17 19. Jahrhundert: Philosophen widersprechen

Wen wird es wundern, wenn die Nachdenklichen unter den Zeitgenossen – die »Unzeitgemäßen«, wie einer von ihnen, wie Nietzsche sich nannte – frühzeitig sahen, was diese neueste Religion aus den Menschen machen würde? Hören wir zunächst Arthur Schopenhauer, den Kaufmannssohn, der als gut gestellter Erbe der Fron im väterlichen Handelshaus entkam. Er hätte sich wohl nicht gescheut, sich den Abscheu des Émile-Erziehers zuzuziehen, denn er bekannte:

*»Von Hause aus so viel zu besitzen, daß man, wäre es auch nur für seine Person und ohne Familie, in wahrer Unabhängigkeit, d.h. ohne zu arbeiten, bequem leben kann, ist ein unschätzbare Vorzug: denn es ist die Exemption [von lat. *exemptio* = »Befreiung«; G.B.A.] und die Immunität von der dem menschlichen Leben anhängenden Bedürftigkeit und Plage, also die Emancipation vom allgemeinen Frohndienst, diesem naturgemäßen Loose des Erdensohns. Nur unter dieser Begünstigung des Schicksals ist man als ein wahrer Freier geboren: denn nur so ist man Herr seiner Zeit und seiner Kräfte, und darf jeden Morgen sagen: »der Tag ist mein.«¹⁴*

Um aber den Einwand abzuwehren, so könne einer reden, der als Privatier hat leben können, soll ein kurzer Passus aus seinen »Aphorismen zur Lebensweisheit« eingeblendet werden, der die richtige Beobachtung vermittelt, was aus dem arbeitsamen Bürger auf seiner Jagd nach Wohlstand wurde:

*»... die Menschen [sind] tausend Mal mehr bemüht, sich Reichthum, als Geistesbildung zu erwerben; während doch ganz gewiß was man *ist*, viel mehr zu unserm Glücke beiträgt, als was man *hat*. Gar Manchen daher sehn wir, in rastloser Geschäftigkeit, emsig wie die Ameise, vom Morgen bis zum Abend bemüht,*

den schon vorhandenen Reichthum zu vermehren. Ueber den engen Gesichtskreis des Bereichs der Mittel hiezu hinaus kennt er nichts: sein Geist ist leer, daher für alles Andere unempfänglich. Die höchsten Genüsse, die geistigen, sind ihm unzugänglich: durch die flüchtigen, sinnlichen, wenige Zeit, aber viel Geld kostenden, die er zwischendurch sich erlaubt, sucht er vergeblich jene andern zu ersetzen. Am Ende seines Lebens hat er dann, als Resultat desselben, wenn das Glück gut war, wirklich einen recht großen Haufen Geld vor sich, welchen noch zu vermehren, oder aber durchzubringen, er jetzt seinen Erben überläßt. Ein solcher, wiewohl mit gar ernsthafter und wichtiger Miene durchgeführter Lebenslauf ist daher eben so thöricht, wie mancher andere, der geradezu die Schellenkappe zum Symbol hatte. – Also was Einer *an sich selber hat* ist zu seinem Lebensglücke das Wesentlichste.«¹⁵

Hören wir da nicht die säkulare Variante eines wohlbekannten Lehrstücks, das ein anderer vor Zeiten seinen Jüngern mitgab?

»Es war ein reicher Mensch, dessen Land hatte gut getragen. Und er dachte bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle. Und sprach: Das will ich tun: Ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen und will darin sammeln all mein Korn und meine Güter und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut! Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Und wem wird dann gehören, was du bereitet hast?« (Lk. 12, 16-20)

Und dann Nietzsche ...: Im 19. Jahrhundert hat wohl keiner so abgründig und despektierlich, gründlich abschätzig und ironisch von den Arbeitsgläubigen und Emsigen gesprochen wie gerade er. Er begriff, der Mensch droht in der Arbeit zu verkümmern und bringt sich um das Beste. Einige seiner gezielten Bösartigkeiten dürfen hier als Zitat nicht fehlen:

»Die Lobredner der Arbeit. – Bei der Verherrlichung der »Arbeit«, bei dem unermüdelichen Reden vom »Segen der Arbeit« sehe ich denselben Hintergedanken, wie bei dem Lobe der gemeinnützigen unpersönlichen Handlungen: den der Furcht vor allem Individuellen. Im Grunde fühlt man jetzt, beim Anblick der Arbeit – man meint immer dabei jene harte Arbeitsamkeit von früh bis spät –, dass eine solche Arbeit die beste Polizei ist, dass sie Jeden im Zaume hält und die Entwicklung der Vernunft, der Begehrlichkeit, des Unabhängigkeitsgelüstes kräftig zu hindern versteht. Denn sie verbraucht ausserordentlich viel Nervenkraft und entzieht dieselbe dem Nachdenken, Grübeln, Träumen, Sorgen, Lieben, Hassen, sie stellt ein kleines Ziel immer in's Auge und gewährt leichte und regelmäßige Befriedigungen. So wird eine Gesellschaft, in welcher fortwährend hart gearbeitet wird, mehr Sicherheit haben: und die Sicherheit betet man jetzt als die oberste Gottheit an.«¹⁶

Erkennen wir hier wieder, was rund hundert Jahre später Ralf Dahrendorf als *das* Problem der Arbeit, als das Problem ihrer Unverzichtbarkeit erkannte? Mit Arbeitsdisziplin wird der arbeitende Mensch diszipliniert. Was aber ist mit denen, die eine solche dauerhafte Aufsicht *gar nicht nötig* hätten? Man denkt noch einmal an den Dreipfahl, den *tripalus*, Namensgeber des französischen »travail«, in den man Pferde eingeschnitten hat, damit sie stille stehen ...

Und nochmals Nietzsche: Drei Jahre vorher schon, 1878 in »Menschliches, Allzumenschliches«, hieß es unter dem Titel »Langeweile und Spiel«:

»Das Bedürfniss zwingt uns zur Arbeit, mit deren Ertrage das Bedürfniss gestillt wird; das immer neue Erwachen der Bedürfnisse gewöhnt uns an die Arbeit. In den Pausen aber, in welchen die Bedürfnisse gestillt sind und gleichsam schlafen, überfällt uns die Langeweile. Was ist diese? Es ist die Gewöhnung an Arbeit überhaupt, welche sich jetzt als neues, hinzukommendes

Bedürfniss geltend macht; sie wird um so stärker sein, je stärker Jemand gewöhnt ist zu arbeiten ... Um der Langeweile zu entgehen, arbeitet der Mensch entweder über das Maass seiner sonstigen Bedürfnisse hinaus oder er erfindet das Spiel, das heisst die Arbeit, welche kein anderes Bedürfniss stillen soll als das nach Arbeit überhaupt.«¹⁷

Zum Abschluß noch eine längere Passage aus Nietzsches »Fröhlicher Wissenschaft«, hierhergesetzt zum Nachweis: Nicht alle haben so gedacht wie allenthalben alle sonst ... Einige – natürlich nur sehr wenige, aber außerordentliche Zeugen ihrer Zeit, Menschen von besonderer Begabung und sensorischer Empfindlichkeit – haben an den immer Strebsamen und Arbeitsamen etwas wahrgenommen, was diese von sich selbst nicht wissen durften. Also nochmals Nietzsche: »Die fröhliche Wissenschaft«, 4. Buch, Nr. 329, Muße und Müßiggang:

Die »athemlose Hast der Arbeit – das eigentliche Laster der neuen Welt – beginnt bereits durch Ansteckung das alte Europa wild zu machen und eine ganz wunderliche Geistlosigkeit darüber zu breiten. Man schämt sich jetzt schon der Ruhe; das lange Nachsinnen macht beinahe Gewissensbisse. Man denkt mit der Uhr in der Hand, wie man zu Mittag isst, das Auge auf das Börsenblatt gerichtet, – man lebt, wie Einer, der fortwährend Etwas »versäumen könnte«. »Lieber irgend etwas thun, als nichts« – auch dieser Grundsatz ist eine Schnur, um aller Bildung und allem höheren Geschmack den Garaus zu machen. Und so wie sichtlich alle Formen an dieser Hast der Arbeitenden zu Grunde gehen: so geht auch das Gefühl für die Form selber, das Ohr und Auge für die Melodie der Bewegungen zugrunde. ... – man hat keine Zeit und keine Kraft mehr für die Ceremonien, für die Verbindlichkeit mit Umwegen, für allen Esprit der Unterhaltung und überhaupt für alles *Otium*. Denn das Leben auf der Jagd nach Gewinn zwingt fortwährend dazu, seinen Geist bis zur Erschöpfung auszugeben, im beständigen Sich-Verstellen oder Ueberlisten oder Zuvorkommen: die eigentliche Tugend ist jetzt,

etwas in weniger Zeit zu thun, als ein Anderer. Und so giebt es nur selten Stunden der *erlaubten* Redlichkeit: in diesen aber ist man müde und möchte sich nicht nur »gehen lassen«, sondern lang und breit und plump sich *hinstrecken*. Gemäß diesem Hange schreibt man jetzt seine *Briefe*; deren Stil und Geist immer das eigentliche »Zeichen der Zeit« sein werden. Giebt es noch ein Vergnügen an Gesellschaft und an Künsten, so ist es ein Vergnügen, wie es müde-gearbeitete Slaven sich zurecht machen ...

Die *Arbeit* bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite:

»Der Hang zur Freude nennt sich bereits »Bedürfnis der Erholung« und fängt an, sich vor sich selber zu schämen. »Man ist es seiner Gesundheit schuldig« – so redet man, wenn man auf einer Landpartie ertappt wird. Ja, es könnte bald so weit kommen, dass man einem Hange zur *vita contemplativa* (das heißt zum Spazierengehen mit Gedanken und Freunden) nicht ohne Selbstverachtung und schlechtes Gewissen nachgäbe. – Nun! Ehedem war es umgekehrt: die Arbeit hatte das schlechte Gewissen auf sich. Ein Mensch von guter Abkunft *verborg* seine Arbeit, wenn die Noth ihn zum Arbeiten zwang.«¹⁸

Mag sein, daß wir uns solcher Töne, die es immerhin doch *auch* gab, noch einmal – vielleicht in gar nicht ferner Zukunft – zu erinnern haben, etwa dann, wenn mehr und mehr der Menschen wagen nachzufragen, »Wie viel ist genug?« und »vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens« gelangen möchten.¹⁹

18. Wieviel Arbeit braucht der Mensch?

Mancher wird sagen: Was für eine Frage? Selbstverständlich soviel, daß er gut von dem Ertrag der Arbeit leben kann. Doch dann frage ich: Was heißt »gut leben«?

Eine Geschichte Lew Nikolajewitsch Graf Tolstois mag uns zu denken geben ... Tolstoi erzählt in »Wieviel Erde braucht der Mensch?« von einem Bauern, der viel, ja, sehr viel, soviel wie möglich Land erwerben will und sich aufmacht, um für tausend Rubel Acker zu erwerben. »Wir verkaufen nur nach Tagen«, wird ihm erklärt. »Soviel Land du an einem Tage umschreiten kannst, ist dein, der Preis für einen Tag ist tausend Rubel.« – Er bricht auf, sieht zu, daß er so viel Land abschreitet wie irgend möglich, gegen Abend muß er rennen, mit letzter Not erreicht er seinen Ausgangspunkt, bricht am Ziel erschöpft zusammen und ist tot. Wieviel Erde brauchte er? Soviel der Totengräber aushebt, um sein Grab zu schaufeln ...

Der Antrieb dieses Bauern, von dem Tolstoi erzählt, das Motiv, das ihn ums Leben brachte, ist alles andere als rätselhaft. Das kennen wir – und nur zu gut. Es ist eine *Denkgeschichte*, wie sie sich heute vom haltlos arbeitenden Menschen, vom Workaholic, dem Fanatiker der Arbeit, vom Arbeitsplatzbesessenen erzählen ließe ... Der lebt für die Arbeit und brennt aus.

19. Warum Menschen Arbeit suchen: Fünf Gründe, näher betrachtet

Fragen wir zum Schluß nach den Motiven – vornehmer: den Gründen –, weshalb Menschen Arbeit suchen. Warum?

Weil wir sehen werden, mit ihren »Gründen« stimmt was nicht. Die Menschen machen sich in ihrer Einstellung zur Arbeit etwas vor. Sie täuschen sich. Doch es ist gut, sobald die Zeit dafür herangereift ist, über Illusionen aufzuklären, mit andern Worten: sie zu *enttäuschen*. Denn erst dann hat ein ernüchtertes, entzaubertes, vernünftiges Verhältnis zur Arbeit eine Chance; zu ihr wie zur verbleibenden Notwendigkeit, Arbeit zu verrichten.

Um dieser Chance willen: Hören wir uns an, was die Menschen sagen, wenn wir sie fragen, warum sie Arbeit suchen. Wir kennen ihre Antworten, im Grunde kennen wir sie alle. Es genügt, daß wir uns an sie erinnern. Und dann erlauben wir uns außerdem, ihre Gründe und Motive einer Überprüfung auszusetzen, einem Gedankentest gewissermaßen.

Der erste Grund: Das selbst verdiente Geld

Worauf liegt hier die Betonung? Auf »Geld« oder auf »selbst verdient«? Was sagen denn die, die etwa mit der eingehenden Unterstützung oder einer ausgezahlten Abfindung zurechtkommen könnten? Sie wollten nicht »von Almosen leben«. Und Frauen, die über Geld verfügen, das der einstmals so genannte »Brötchenverdiener« heimbringt, was sagen die? Sie wollten nicht »von Gnaden anderer« leben, sie wollten *selbst* Geld verdienen. Sie wollen, was ihnen zusteht, und dies wollen sie allein sich selbst verdanken.

Unterdessen entdecken Ökonomen, daß die Wertschöpfung aus einer Vielzahl etablierter Arbeitsplätze geringer ist als der Lebensstandard, den der Arbeitsplatz seinem Inhaber ermöglicht. Ergo: Diese Arbeitsplätze

»rechnen sich nicht«. Oder: Die entsprechenden Arbeitsbesitzer »verdienen« nicht, was sie verdienen. Und man geht daran, solche Stellen rigoros zu streichen.

Was bedeutet das? Über eine verbreitete *Lebenslüge* wird aufgeklärt. Nach den im Gange befindlichen »Bereinigungen« des Arbeitsmarktes werden bald nur noch jene einen Arbeitsplatz haben, die »ihr Geld« – wie es dann heißen mag – tatsächlich »verdienen«, wirtschaftlich geredet: ihr Geld »wert sind«.

Währenddessen klärt die Globalisierung darüber auf, daß niemand hier »sein« Geld im strikten Sinne *selbst* verdient. Hat es der Busfahrer in Kenia »verdient«, daß er für seine Arbeit nur einen Bruchteil dessen erhält, was seinem Kollegen in Ulm dieselbe Arbeit einbringt?

Der zweite Grund: Sie wollen »unabhängig« werden und »selbständig sein«

Wie steht es damit? Sie haben also Arbeit. Was folgt? Morgens aufstehen müssen, pünktlich am Arbeitsplatz erscheinen, vorher die Straßenbahn erreichen, dann die vorgeschriebene Frühstückspause, die ausgerechnete Mittagszeit; das Abarbeitenmüssen von Akten, die andere ihnen auf den Schreibtisch gepackt haben; das Erscheinenmüssen zu Terminen; das Abfassenmüssen von Briefen, »die noch heute unbedingt hinausmüssen«; das Einhaltenmüssen eines kollegialen Umgangstons selbst Leuten gegenüber, von denen man ehrlicherweise meint, sie könnten einem »gestohlen bleiben«; das Beibringenmüssen eines Attestes, will man einmal einen Tag zuhause bleiben; der Gehorsam dessen, der am Computer sitzt und ihn »bedient«, dazu die Genauigkeit, die das Gerät verlangt, denn sonst erscheint als Meldung »error« usw. – Ist das die *Unabhängigkeit*, die sich der Berufsmensch im Beruf erhoffte?

Es ist wohl wahr: Unabhängig wird der arbeitende Mensch von bestimmten Menschen, von Menschen überhaupt wird er abhängig wie nie zuvor.

Der dritte Grund: Im Beruf finde der Mensch zu sich selbst, seine »Identität«

Was sagen die Menschen sonst und außerdem, wenn wir sie fragen, warum sie Arbeit suchen?

Sie sagen, sie suchten einen *Beruf*, sie wollten etwas *werden*, etwas *sein*, sich *qualifizieren*, zu ihrer Bestimmung finden, denn »bloß herumzusitzen« sei kein Leben. Man wolle also etwas *aus sich machen*, sagen können, *wer man ist*, dazu aber müsse man Auskunft geben können, *was man tut*.

Wie steht es damit? Und zunächst: Was ist das überhaupt, »Identität«? Es ist kurzgefaßt die Antwort, die wir geben, wenn man uns fragt, wer wir sind. Und was antworten wir? Wir benennen *Zugehörigkeiten*. Wir nennen beispielsweise unsern Namen und geben damit an, welcher Familie wir angehören. Wir sagen außerdem, wir seien Deutsche (Dänen, Italiener usw.), und erklären damit, zu welcher Nation wir gehören. Wir kreuzen etwa das Kästchen an, das für »männlich« vorgesehen ist, und rechnen uns damit einem Geschlecht zu. (Ein inzwischen delikater Identitätsparameter, wie uns gegenwärtig beigebracht wird ...)

Doch dann nennen wir auch unseren Beruf, womöglich den sogar zu allererst und sagen damit, wer wir sind: Zimmermann, Metzger, Lehrer, Kaufmann usw.²⁰

Nun – wie steht es damit? Ist nicht der Gang der Dinge in der Wirtschaft seit geraumer Zeit dabei, auch damit gründlich aufzuräumen? Das Unvorhersehbare, das selbst der nahen Zukunft zukommt, lehrt die Menschen, die Hoffnung auf den »Beruf fürs Leben« fahren zu lassen. »Flexibilität«, die man ihnen abverlangt, erbringen sie, indem sie mittlerweile nur noch einen *Job* erwarten, oder wie es auch heißt: eine »Stelle«. Auf einer »Stelle« und im Job erwirbt sich aber niemand jenes unerschütterliche Selbstbewußtsein, daß er wüßte, wer er ist. Womöglich hat er morgen schon für anderes bereit zu stehen, sofern man ihn für anderes benötigt.

Mit andern Worten: Die Möglichkeit, sich seine Identität im Beruf zu erwerben, veraltet mehr und mehr. Doch die Entwicklung, die sich da abzuzeichnen beginnt, ist in ihrer Bedeutung noch kaum verstanden. Sie aber könnte erklären, inwiefern für viele an die Stelle einer *Identität des Berufs* die *Identität des Erfolges* tritt. Denn nur der einfache, durch Lebensstil und Luxusstandards demonstrierbare *Erfolg* ist weitestgehend unabhängig davon, durch *was* und *wie* man ihn erwarb. So verbirgt er die Frakturen, ohne die es selbst in glänzenden Karrieren selten abgeht, und er meldet, worauf es einzig dann noch ankommt: daß man weiterhin »dabei ist«.

Identität aus Erfolg zu beziehen aber heißt, sich grundsätzlich vergleichbar machen, abschätzbar, taxierbar, heißt nach »mehr und weniger« bemessen werden – und *keinen Inhalt* haben, der mir in allen Schwankungen des Lebensglücks verlässlich bliebe. Dafür hat das Hobby einzuspringen – was verrät: Der Hauptberuf als Quelle lebenslanger Selbstidentität versiegt.

Zum andern ist die fürchterliche Wahrheit des Erfolges: Erfolg ist niemandem, selbst dem Erfolgsgiganten nicht, für immer garantiert. Denn Erfolg ist überhaupt kein Status, kein Besitz, nichts ein für allemal Erworbenes, sondern grundsätzlich Riskiertes, das unnachlässlicher Bemühung, Anstrengung und gut gefügter Umstände bedarf, die mitzuspielen haben. Die Karriere selbst des glänzendsten Erfolgs ist im Betrieb, der über Nacht die Produktion einstellt, von einem Tag zum andern null und nichtig.

Und wieder spüren es die Menschen erst in solchem Unglück, was es heißt, ihr Schicksal an »Verhältnisse« geknüpft zu haben ... Was ihnen widerfuhr, erleben sie jetzt irgendwie als eigenes Versagen. Nicht ganz zu Unrecht übrigens: Ihr Versagen liegt nur etwas tiefer, als ihre Augen sehen können. Also begreifen sie es nicht und ahnen nur – sie *ahnen* immerhin ...

Der vierte Grund: Der Beruf verspricht, man werde gebraucht

In der Tat: Es ist ein bedrückendes Empfinden, nicht »gebraucht« zu sein, nicht »nötig«, »unnützig«, »überflüssig«.

Wer sich allerdings aus diesem Grunde auf die Suche nach einem Job begibt, wird nicht selten in der Angst, nicht gefragt und nicht bemerkt zu werden, noch bestätigt und bestärkt. Wie wird ihm denn zumute sein, wenn er die hundertfünfzigste Bewerbung auf die Post trägt und sich Mühe gibt, sich zu beruhigen damit, er sei immerhin schon zweimal eingeladen worden, sich bei einem Unternehmen vorzustellen?

Was schwerer wiegt ist eine nochmals tiefere Täuschung, die sich mit der Vorstellung verbindet, im Beruf, im Job, werde man gebraucht. Denn was die Menschen tatsächlich am Arbeitsplatz erfahren, ist in der Regel etwas anderes: *Nicht sie selber* werden dort »gebraucht«, sondern nachgefragt wird eine Leistung, eine Qualifikation, ein Können, ein Vermögen, irgendetwas »Brauchbares« am Menschen eben, doch das ist nicht er selbst.

Selbst dann, wenn – in den höheren Etagen – »Persönlichkeit« gefragt ist, ist dies nichts als ein Gemenge wünschenswerter Eigenschaften, die den Handel machen. Daß man »sich selbst vermarkte«, wie die Rede lautet, ist nur die Floskel, die der Zyniker dafür parat hat und den Sachverhalt verschleiert.

Der fünfte Grund: Die Selbstverwirklichung

Die Menschen ahnen: Zu sich selbst zu kommen, sich der eigenen Wirklichkeit bewußt zu werden, dazu ist es nötig, aus sich herauszugehen unter Menschen. Die Wahrheit darin ist: Zu uns selber kommen wir nicht anders als durch die Anerkennung, die wir durch andere erfahren.

Doch als »ich selbst« werde ich mir einzig dort bewußt, wo ich für einen andern als »ich selber« wichtig bin. Und im Beruf? Da gilt die

Anerkennung meiner Leistung, meinem Beitrag, der Funktion, die ich versehe.

Wo immer Geld als Lohn ins Spiel kommt, zerstört es, was die Bedingung wäre, zu sich selbst zu kommen.

Ein Beispiel: Eine Mutter, die für ihre Kinder sorgt, tut dies um dieser Kinder willen. Darum gilt: Sie selbst ist *als sie selbst* im Verhältnis zu den Kindern gegenwärtig. Sie ist es aber, *weil* sie als die Mutter *unersetzbar* ist. Das ist die Wahrheit der »Identität des Selbst«: unersetzbar sein.²¹ Die bezahlte Kinderfrau hingegen mag so nett und reizend zu den Kindern sein, daß es heißt, sie sei für sie »wie eine Mutter«. Und doch ist das nicht mehr als eine Redensart. Denn eine Mutter ist für ihre Kinder »nicht des Geldes wegen« Mutter. Das macht den Unterschied. Denn die Kinderfrau ist für die Kinder nur solange da, wie sie dafür bezahlt wird.

Und umgekehrt gilt ebenso: Ihr kann jederzeit gekündigt werden, und eine andere nimmt ihre Stelle ein. Das beweist: Sie ist *prinzipiell ersetzbar*.

Die Lehre daraus lautet: Wo ich ersetzbar bin, geht es um anderes als um mich selbst. Aus den Berichten der Entlassenen ist die Erschütterung herauszulesen: Ihnen blieb die Entdeckung nicht erspart, von heute auf morgen für die anderen ein Nichts zu sein. Ein Niemand. Sie wurden belehrt: Das Unternehmen war nicht ihretwegen da, sondern sie des Unternehmens wegen. Und selbst damals, als sie noch dazugehörten, waren nicht »sie selbst« es, um deren Wirklichkeit es ging, sondern nur um sie als Mitarbeiter oder Teamkollegen, als die tüchtige, geschätzte »Kraft«, als der Vorgesetzte oder Chef.

Das heißt: Die Selbstverwirklichungs-Erwartung, die sie die Arbeit suchen ließ, irrte sich in der Adresse.

20. Vom Ende einer Illusion

Soviel zu einigen geläufigen Motiven, die Menschen Arbeit suchen lassen. Und zum Abschluß eine Frage: Sind wir vielleicht dabei, eine tragische Lektion zu lernen?

Wenn wir nämlich sehen, daß wirtschaftlich betrachtet, daß nach ökonomischem Kalkül immer mehr der Menschen nicht »verwendungsfähig« sind, so daß sie unterm Rentabilitäts Gesichtspunkt eine Last geworden sind, wenn wir mit Hans Magnus Enzensbergers treffender Pointe sagen müssen, die Zahl der Menschen nehme zu, die »auszubeuten« sich nicht lohne,²² dann kommt als bittere Lektion heraus: Der *homo oeconomicus*, der Mensch, der Arbeit sucht, weil er ohne sie nicht mehr zu leben wüßte, das *animal laborans*, das sich von seiner Teilnahme am Wirtschaftsleben die Anerkennung seiner selbst, seines Wertes, seiner Wichtigkeit verspricht – hat sich verhängnisvoll getäuscht. Tragisch sucht er Wärme und ein Unterkommen und erwacht statt dessen in der Kälte. Das Ende der Sozialromantik ist gekommen. Ernüchterung in großem Stil bricht an. Wir sollten damit einverstanden sein. Denn über Irrtümer – so die philosophische Maxime – *muß* aufgeklärt werden.

21. Wir kennen die Zukunft nicht, aber können auf alles gefaßt sein

Ich bekräftige den Eingangssatz:

- » Wir kennen die Zukunft nicht. Aber *müssen* wir sie kennen, um zu begreifen, daß die Arbeit nicht alles ist, worauf es ankommt in unserem Leben?
- » Was hilft es dem Menschen, der einen Job hat und dabei zum Fachidioten wird?
- » Und was dem, der für eine Tätigkeit kassiert, der er – außer der Bezahlung – sonst nichts abgewinnt?
- » Und was rettet eine Stellung, in der ihm sein Gewissen Steine auf die Brust wälzt?

Es kommt auf die Einsicht an: Wir kommen zu uns selbst *nicht im* Beruf und *nicht durch* ihn – vor allem nicht durch ihn »allein« und nicht einmal »in erster Linie«. Nicht schon als Berufsmensch sind wir *gut* – selbst wenn man uns am Arbeitsplatz zu schätzen weiß –, nicht mit Cleverneß und Findigkeit, nicht mit der viel gelobten Kreativität – die einige von uns entwickeln, um mit der Klugheit der Maschinen Schritt zu halten –, mit nichts von alledem gelangen wir zu unsern *besten* Möglichkeiten.

Und wirklich *Mensch* – in anspruchsvollem Sinn: ein Mensch, der Hochachtung verdiente, den wir umfassend respektierten, Anerkennung zollten, verehren dürften und im Grunde lieben müßten –, wird auch kein Mensch, indem er »einfach seinen Job gut macht«.

Dazu sind *Haltungen* erforderlich, die niemandem »vom Himmel fallen«, die wir uns vielmehr zu erwerben haben. Dazu ist *Charakter* nötig, Güte, ein weiter, ein gebildeter und vielfältig geschulter Blick,

Unbestechlichkeit des Urteils und Festigkeit im Vorsatz, ein geläuterter, aus aller Egozentrik freigewordener Verstand und Wille, ein heiteres Gemüt und den Lebenswidrigkeiten abgewonnener Humor, eine durch Erfahrungen belehrte Welt- und Menschenkenntnis, seelische Empfänglichkeit und unbeirrbare Vernunft – im Bild: ein denkendes Herz; mit einem Neuwort: Lebenskönnerschaft.

Die Devise lautet:

Arbeite nicht, um Mensch zu werden; werde Mensch, damit du dann als Arbeiter (Entwickler, Ingenieur, als Lehrer, Ärztin, Krankenpfleger, Architektin oder Mikroelektroniker etc.) ein Segen bist – für andere und dich.

Literaturverzeichnis

1. **Jeremy Rifkin (2004), Meinhard Miegel (2014):** Ich werde mich am Spekulationswettbewerb nicht beteiligen, an dem prominent beispielsweise Jeremy Rifkin mit »Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft«, Neuauflagen seit 2004, oder in Deutschland Meinhard Miegel mit »Hybris. Die überforderte Gesellschaft«, 2014 (darin vor allem S. 55-84), teilnahmen. Sagt Rifkin, so wie »das Industriezeitalter der Sklavenarbeit ein Ende« bereitet habe, werde »das Informationszeitalter der massenhaften Lohnarbeit den Garaus machen«, (S. 25) antwortet beispielsweise Wilhelm Bauer vom Fraunhofer-Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation, die Arbeit werde uns nicht ausgehen, sie werde sich nur wandeln. (Vgl. das Interview mit W. Bauer, FAZ v. 23.09. 2015) [Entsprechende Studien des Fraunhofer-Instituts auf deren Internet-Seite.]
2. **Birger P. Priddat (2013):** Beispielhaft dafür: Birger P. Priddats Festvortrag anlässlich der Eröffnung des 78. Lehrgangs der Europäischen Akademie der Arbeit am 10.10.2013, »Zukunft der Arbeit«, auf der Internetseite der AdA: http://www.uni-frankfurt.de/62726172/Eroeffnungsrede_Priddat_Oktober_2013.pdf.
3. **Stéphane Courtois (1998):** Das Schwarzbuch des Kommunismus, 1998, S. 553ff.
4. **Herodot:** Historien II, 167.
5. **Ralf Dahrendorf (2000):** Die globale Klasse und die neue Ungleichheit, in: Merkur, 54. Jahrgang 2000, Heft 11 (Nr. 619), S. 1057-1068, zit. S. 1065.
6. **Hannah Arendt (1960):** Vita activa oder Vom tätigen Leben, S. 11f.
7. **Ebd.:** S. 314f.
8. **Friedrich Nietzsche:** Morgenröte, KSA III, S. 158 (Nr. 179).
9. **Johann Gottlieb Fichte (1812):** Das System der Rechtslehre, Nachgelassene Werke, Bd. II, 1834, S. 544.
10. **Werner Conze (1972):** Artikel »Arbeit« in »Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland«, hg. von O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck, Bd. 1 A-D, 1972, S. 154-215, zit. S. 172.
11. **Jean-Jacques Rousseau (1970):** Émile oder Über die Erziehung, hg. v. Martin Rang, S. 409, 411, 412.
12. **Vgl. Johan Huizinga:** Herbst des Mittelalters, 111969, S. 183f.
13. **Werner Conze:** Artikel »Arbeit«, a.a.O., S. 190.
14. **Arthur Schopenhauer (1988):** Aphorismen zur Lebensweisheit, in: Werke in 5 Bänden, Nach der Ausgabe letzter Hand herausgegeben von L. Lütkehaus, Bd. IV, S. 347.
15. **Arthur Schopenhauer:** Aphorismen zur Lebensweisheit, a.a.O., S. 319f.
16. **Friedrich Nietzsche:** Morgenröte Nr. 173, in: Kritische Studienausgabe, hg. v. G. Colli und M. Montinari, Bd. III, S. 154.
17. **Friedrich Nietzsche:** Menschliches, Allzumenschliches I, Nr. 611, a.a.O., Bd. II, S. 346.
18. **Friedrich Nietzsche:** a.a.O., KSA III, S. 556f.
19. **Robert & Edward Skidelsky (2013):** Wie viel ist genug? Vom Wachstums-wahn zu einer Ökonomie des guten Lebens.
20. **Gerd B. Achenbach (2010):** Vgl. dazu: Beruf als Wahlschicksal, in: drs., Zur Einführung der Philosophischen Praxis. Vorträge, Aufsätze, Gespräche und Essays, S. 491-510.
21. **Gerd B. Achenbach (1990):** Vgl. dazu: Ethos der Selbstverwirklichung, in: B. Müller, H. Tiersch (Hg.), Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung, S. 49-62.
22. **Hans Magnus Enzensberger (1993):** Aussichten auf den Bürgerkrieg, S. 42.: »Die entsetzliche Wahrheit [ist]: In New York ebenso wie in Zaire, in den Metropolen ebenso wie in den armen Ländern werden immer mehr Menschen für immer aus dem ökonomischen Kreislauf ausgestoßen, weil sich ihre Ausbeutung nicht mehr lohnt.«

Autor

Dr. Gerd B. Achenbach (*1947), Gründer der Philosophischen Praxis, ist Lehrpraktiker der »Internationalen Gesellschaft für Philosophische Praxis« und von der Gründung 1982 bis 2003 an deren Vorstandsvorsitzender gewesen. 1981 wurde er mit der Dissertation »Selbstverwirklichung oder: Die Lust und die Notwendigkeit« bei Odo Marquard promoviert. 2004 gründete er die »Gesellschaft für Philosophische Praxis« (GPP), deren Vorstand er seither vorsitzt. Gerd B. Achenbach war an verschiedenen Hochschulen, u. a. in Klagenfurt, Wien und Berlin als Dozent tätig. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen.

